

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

71

Roman von M. E. de la Grazie.

Die Kammerjungfer hatte zwar allen Grund, von ihrer Entdeckung zu schweigen, denn einen Blick in fremde Briefe gesteht man nicht gern ein. Diesmal aber war das etwas ganz anderes. Und nachdem Luise unter vielen Hin- und Herreden sich endlich die Gewißheit verschafft, daß die Frau Gräfin sie nicht verraten würde, teilte sie auch Lolette den Inhalt des Briefes mit. Zugleich erzählte sie, daß die „neue Mamfell“ täglich soundso viele Pfund Fleisch weniger kaufe, aber dessenungeachtet in Rechnung stelle. Dabei kam es heraus, daß Lolette, seit dem Antritt ihrer Herrschaft, auch noch immer soundso viele Portionen Fleisch für Diener bezahlte, die entweder nicht mehr auf dem Schlosse waren oder schon längst auf dem Friedhofe. Die Hasenhündlin hatte das wohl gewußt und dem Verwalter auch ein paarmal ihre Vorstellungen darüber gemacht. Weil der Verwalter aber auch von dem Znammer Großschlächter seine „Prozente“ bezog, war alles beim alten geblieben. „Teil“ sie's unter die andern auf!“ hatte er immer erwidert. Und die andern hatten nichts dagegen. So wurde gar mancher im Dorfe abgepeist, der auch nicht einen Handstreich für die Herrschaft leistete. Eltern, Brüder, Schweftern und Bekannte der Dienerschaft; unter andern auch der Dorfbarbier. Der Barbier hieß Selb und hatte auf dem Schlosse so gut wie nichts zu tun. Denn der Herr Verwalter ließ sich vom Jagdgehilfen rasieren. Aber der ländliche Figaro hatte sich, ganz wie sein berühmter Berufsgenosse, nach und nach ins Herz der Kammerjungfer gestohlen, und länger als ein Jahr hatte Luise nicht nur die Küsse, sondern auch die Dissen mit ihm geteilt. Da ließ man sich den Brotkorb nicht ungestraft höher hängen.

Der Breiner sagte also bloß „zu Befehl“, nahm das Tablett mit der Suppenterrine und glitt auf seinen Leder-gamaschen wieder aus dem Zimmer, vornehm und geräuschlos, wie er's gewöhnt war.

„Kocht denn die Hasenhündlin jetzt schlechter?“ fragte Miette mit einem Blick, der so fremd und erstaunt tat, als hätte sie die Hasenhündlin seit Jahren nicht gesehen.

Lolette erhob sich und trat ans Fenster. So herrisch sie auch tat — die Entlassung der alten Dienerin eingesehen zu müssen, war ihr mehr als unangenehm. Wie dumm auch, sich selbst so hineinzureden! Die Bemerkung über die Suppe hätte auch abends ihre Wirkung nicht verfehlt, aber diese Miette verstand es, einen aus der „Contenance“ zu bringen. Nun mußte sie auch wegen der „Hasenhündlin“ Farbe bekennen.

„Die hab' ich entlassen!“ sprach sie kurz. Es sollte so selbstherrlich klingen wie alles, was sie bisher gesagt. Denn schließlich — wer befahl auf Schönbach! Aber ihr ganzes Selbstgefühl konnte nicht hindern, daß sie im gleichen Augenblick noch etwas anderes dachte, denken mußte, ob sie wollte oder nicht. Jetzt läßt Miette den Fächer fallen!

Und richtig — da klappte er schon aufs Parkett nieder.

„Du hast die Hasenhündlin entlassen?“

Ob sie den Fächer aufhebt? dachte Lolette, aber nein, er blieb liegen. Und schlimmer als all dies war, daß Lolette diesmal Miettes Entsetzen verstand, es sogar teilte — jetzt, wo sie kühlen Sinnes über ihre Dummheit nachdachte.

„Nun,“ sagte Miette nach einer Weile, „ich wünsche Dir nur, daß Du nicht täglich ein anderes Haar in Deiner Suppe findest.“

„Wie meinst Du das?“

„Aber Lolette! Wenn man in so guten, in so ehrlichen Händen war, seit Mutters Zeiten. . . Die Hasenhündlin! Die wird Dir noch abgeh'n, meine Liebe!“

„Al! war sie auch schon!“ Es sollte gleichgültig klingen, doch konnte Lolette nicht hindern, daß ihr eine Träne ins Aug' schlich, als sie der treuen Alten gedachte, die fast so lang' im Hause war, als der jetzige Weiterhahn auf dem Turm.

Wieder erschien Breiner, diesmal mit dem Braten. Der Fächer lag noch immer auf dem Boden.

„Geb' er den Fächer auf,“ befahl Lolette mit einem bösen Blick auf das unschuldige Toilettestück. Breiner tat es. Dann reichte er den Braten herum.

„Das Fenster kann er auch öffnen,“ gebot Lolette nach einer Weile.

„Ist Dir so warm?“ staunte Miette.

„Du siehst doch, daß ich im Kamin noch Feuer hab'! Und wenn es Dich molestiert (belästigt) . . . Lorte und Staffee können wir in meinem Boudoir nehmen.“

„Der Herr Verwalter haben auch schon angefragt,“ warf in diesem Augenblick der Diener ein. Er vermied es, seine Herrin dabei anzusehen, aber Lolette fühlte, daß seine Worte taten, was sein Blick nicht wagte: sie tasteten an ihr herum, legten sich gleichsam auf die Lauer. Ihre Leute merkten bereits, daß etwas „im Zuge“ war; daß die Herrschaft des Verhafteten langsam ins Schwanken geriet. Merkten sie das eine, hatten sie um das andere noch besser gewußt. Und plötzlich errötete die Gräfin. Solange sie in ihrer Leidenschaft dahingelebt, hatte sie das weder gefühlt noch beachtet. Nun der Rausch zu Ende war, begann ihr Stolz darunter zu leiden. Als wäre alles an ihr plötzlich ein einziger Nerv geworden, der wund und bloß da lag und die Blicke und Worte der anderen wie ebenso viele Stiche empfand. Nun ja . . . sie hatte sich zwei Jahre amüsiert, war zwei Jahre unter all diesen Blicken herumgegangen, ohne auch nur einmal zu erröten. Wenn diese Domestiten aber vielleicht meinten, daß die Liaison (Liebesverhältnis) ihrer Herrin deshalb dasselbe sei, wie ihre Liebchaften in Stall und Küche und Kammer, da sollten sie bald eines anderen belehrt werden! Von dem alten Breiner angefangen, der so albern rücksichtsvoll tat, bis zu dem Herrn Verwalter, der plötzlich meinte, rücksichtslos werden zu können. Wieder einmal frei sein und allen die Herrin zeigen können, das pridelte ihr schon eine Weile im Blut. Auf die Dauer war es wohl nicht amüsiert, und eines Tages kam ganz gewiß wieder der andere „Gott“ (Geschmack). Aber — enfin, nun war es eben so!

Und ohne eine Miene zu verziehen, sprach sie ruhig über ihren Teller hinweg: „Dem Unterweger sag' er, daß ich heut' keine Zeit hab' für ihn!“

Der Diener machte eine Verbeugung, die tiefer ausfiel, als es sein mußte; bloß um der Gräfin die Röte zu verbergen, die er in den alten Wangen langsam emporsteigen fühlte, aus lauter Freude über das Ende dieser „Wirtschaft“. So pridelnd aber auch seine Genugtuung war, der andere hatte noch immer „das Heft in Händen“, und mehr als einmal war einem flüchtigen Verdruß eine ausgiebige Ver-söhnung gefolgt. Bei den Weibslenten konnte man ja doch nie wissen, wie etwas ausgehen würde, ob sie nun leinene oder seidene Mittel trugen! Das war Breiners Meinung, und deshalb entledigte er sich auch noch der anderen Hälfte seines Auftrages.

„Der Herr Verwalter haben nur gemeint, weil es wichtige Angelegenheiten wären . . .“

Die schlanken Finger, die sich bisher in einem nervösen Spiel an ein paar Profikrumen geübt, fielen mit einem energischen Schlag auf den Tisch. „Was in meinem Haus wichtig ist oder nit, muß ich wissen, verstanden?“

„Zu dienen, Euer Gnaden!“

„Also . . . das merf' er sich! Und dem Unterweger sag' er, daß ich weder heut' noch morgen Zeit für ihn hab'. Heut' nit, weil Ihre Ehrwürden da ist. Und morgen nit —“ sie jann eine Weile nach und warf mit einer brüskten Bewegung das blonde Vordenköpfchen zurück . . . „und morgen nit, weil es mir eben nit paßt!“

„Zu dienen, Euer Gnaden.“ Und Breiner nahm seine Platte und ging. Wie lange war's her, daß er auch dem „Gergelaufenen“ serviert hatte? Nun drehte sich das Rad wieder auf die andere Seite! Es war die höchste Zeit, nach der Meinung des alten Dieners. War doch auch der Herr Pfarrer schon seit Monaten nicht mehr im Schlosse gewesen. Und wo der einmal ausblieb . . . Das würde nun anders werden!

„Der Unterweger — so, so!“ nahm Miette nach kurzem

Die Meisterin.

5]

Schweigen wieder das Wort auf. „Und ich dachte immer, der Mann habe so viele Meriten (Verdienste)!“ Sie legte den Fächer vor den Mund. Es konnte ein Gähnen sein, das sie hinter den seidenbespannten Stäben verbarg, Lolette aber glaubte zu wissen, daß es ein Lachen war, und der langverhaltene Zorn schlug ihr in purpurnen Wellen bis an die Schläfen empor.

„Weißt Du was? Kümmer' Dich um Deine Thosen (Sachen)!“

„Um meine Thosen?“

„Oder um Deine — Affäre, wenn ich durchaus deutlicher werden muß!“

Miette lächelte auf — hell, kindlich. „Aber Liebste, ich versteh' Dich absolut nicht!“

Lolette wollte etwas erwidern, hielt aber plötzlich ein: die bronzene Spieluhr, die auf dem Kamin stand, meldete mit tinkenden Schlägen die dritte Nachmittagsstunde. Zugleich begannen sich die feinen Walzen zu drehen. Und während das Werk ein präziöses Menuett ertönen ließ, traten rechts und links zwei zierliche Kokosfigürchen heraus — ein Kavaliere und seine Dame — und knixten und trippelten im zierlichsten Tanzschritt einander entgegen. Lolette aber ergriff Miettens Fächer, und während sie mit dem ehrwürdigen Fächer der Stiftsdame den Takt zu dem weltlichen Tanz schlug, sang sie leise: „A cette heure — à cette heure — je t'ai perdu, mon coeur (in dieser Stunde, in dieser Stunde, hab' ich, mein Herz, Dich verloren)!“

Und plötzlich wurde die Stiftsdame rot — rot bis unter die blonden Schenkel, die so schlicht und ehrbar an den rosigen Schläfen lagen.

„Wenn Du diese — Kindereien meinst!“ zischte Miette endlich auf. Sie riß den Fächer an sich und trat an das Fenster — ganz wie früher Lolette.

„Kindereien, so!“ wiederholte die Schloßherrin mit gemächlichem Hohn. „So dachst' ich auch, als ich Dich damals mit dem Udalrich Pächler überraschte . . . um eben dieselbe Stunde, bei eben demselben Spiel, in eben derselben Stube, die „gnädigste Komtesse“ mit dem Hofmeister des Betters; dem — geistlichen Hofmeister! Seitdem habt Ihr beide Euch recht ausgewachsen. Er ist Biarist (Mitglied des gleichnamigen Ordens) geworden, Du sogar „Stiftsdame“. Aber wenn ich recht berichtet bin, kommt der gute Udalrich noch immer zu Dir. Und bloß der schönen Segend halber wirst Du Dich auch nit nach Nikolsburg gesetzt haben! Die Biaristen und die guten Nikolsburger glauben zwar, daß Ihr betet, aber ich weiß es besser!“

„Was?“ kam es ersticht zurück.

„Daß der Mann seine — Meriten hat!“

„Das ist eine Betise (Dummheit)!“

„Liebe Miette, gib Dich damit zufrieden, daß Du das Deforum besser zu wahren verstanden hast als ich. Und im übrigen . . . Da kommt der „Kaffee!“ Sie erhob sich und rauschte in das Voudoir.

Auf dem Kokosfischlein, das in der tiefen Fensternische stand, stellte Breiner Kuchen und Tassen zurecht und in einer silbernen Obstschale einige Datteln und Orangen. „Befehlen Euer Gnaden auch hier ein Feuer?“ fragte er mit einem Blick nach dem Kamin.

„Behüte!“ wehrte Lolette ab. Sie wußte, daß die verwöhnte Miette in diesem Raume frieren würde, tat aber nach wie vor, als wäre sie allein da. Strafe mußte sein! Und als Breiner sich schon zum Gehen wandte, kam ihr noch eine Malice: „Vergeß' er nicht, dem Kutscher Ihrer Ehrwürden zu sagen, daß er um Sechs einspannen soll!“

Miette verstand, wahrte aber vor dem „Domestiken“ bis zuletzt das Deforum. „Der Frieder weiß schon selbst, was er zu tun hat. Aber er . . .“ Sie griff in ihr Retikul und holte einen blanken Taler hervor. „Hier für die Mühe, die er mit mir gehabt hat.“

„Was ist das?“ dachte Breiner. Gräfin Miette pflegte sonst nicht so splendid zu sein. Und seine welken Lippen schmagten den devotesten Kuß auf die schlaffe Rechte, die sich ihm aus einem duftigen Gefräusel von Spigen und Falbellen entgegenstreckte. Ein Kratzfuß — und er war draußen.

„Nun, ich muß sagen,“ brach hinter ihm Miette los, „Deine Gäste fetierst (feierst) Du!“ Und plötzlich weinte sie — die böshaftesten Tränen, die eine Blondine nur weinen kann.

[Fortsetzung folgt.]

„Aufhören muß das!“ befahl sie rauh, und drohend wühlten die Brauen, die sonst wie ein feiner, kaum sichtbarer Strich über den Augen hingen, sich vor.

Das war aber dem Joseph nun doch zu bunt:

„Warum?“ begehrte er kurz auf.

Ihre Hand, die flach und bewegungslos auf der Tischplatte gelegen hatte, krampfte sich zur Faust:

„Weil ich's will!“

Ob er nicht Freundschaft halten könne, mit wem er wolle, fragte er und wurde ganz rot im Gesicht dabei.

„Mit wem Ihr wollt meinswegen. Aber nicht mit dem Glück-Schuster! Mit dem nicht! Solange Ihr in meinem Hause seid!“

Sie hatte die Säge kurz und scharf herborgestoßen, daß die Luft noch klang, als sie schon längst die Lippen wieder fest aufeinander gepreßt hielt.

Neur noch als aus den Worten merkte der Joseph an diesem Klingeln, daß in der Meisterin ein alter Haß aufzührte, und er wollte ihn noch heftiger aufstacheln, damit sie verriete, was der schlaue Spürer zu wissen begehrte.

Was sie denn gegen den Schuster habe, fragte er, sich harmlos stellend. Der sei doch ein Brackferl, ein bißel verliebert, aber doch immer fidel, so rechte Gesellschafft fürs Wirtshaus.

Die Meisterin hörte den falschen Ton in den Worten des Listigen, und kurz und hart beschied sie ihn: Das gehe ihn nichts an! Aber auch gar nichts!

Da wurde er trotzig:

Und sie gehe es auch nichts an, wenn er dem Schuster freund sei. Sie war aufgestanden und hart vor ihn hingetreten:

„Gelt,“ sagte sie und ließ die drohenden Augen nicht von ihm, „Ihr wißt dann auch, wo die Tür ist . . . den Tag noch!“

Verblüfft starrte er, auffahrend, der Hinausgehenden nach.

„Verflucht!“ zischte seine ohnmächtige Wut hinter ihr her.

3.

Dem Schladerwetter der letzten Wochen, das bald Regen, bald Schnee und dann wieder beides gebracht, war Kälte gefolgt, die den arg zerfahrenen Weg nach Rättschen knochenhart gefroren hatte. In dem Eis der Fahrinnen, die tief in den lehmigen Boden einschritten, spiegelte sich der klare Mondschein, und die Luft war so hellhörig, daß das Gebell der Hunde von Wiesenthal drüben bis zu den beiden herüberschallte, die eben am Wirtswäizer Kreuz vorbei nach Rättschen sich wandten.

„Verdammt!“ Inurrte der Glück-Schuster, der in ein tiefes Fahrgeleis geraten war und sich fast den Fuß vertreten hätte.

Der Joseph wußte nicht: galt der Fluch dem kleinen Unfall, oder dem, was er eben von dem letzten Gespräch mit der Meisterin berichtet hatte. So gewißigt er war und gewöhnt, in den Mienen der Leute zu lesen, um danach seine Fachtbruderschaft einzurichten, in dem schnurrigen Gesicht, das der Freund bei seinem Bericht machte, kannte er sich nicht aus: spiegelten Wut oder Freude, Bosheit oder Pfiffigkeit, Verschlagenheit und List oder Verachtung des Passes darin, den die Rother-Tischler ihm nachtrug? Ein Gemisch war's vielleicht von allem, in dem der Zorn allmählich die Oberhand zu gewinnen schien.

Der Kleine merkte, daß der Joseph sein Gesicht beobachtete, und trat hinter ihn auf den schmalen, hartgetretenen Fußsteig, der neben der Straße herlief. „Ich will mir nu aber doch nich grade die Knochen brechen, eh wir zum Wels kommen,“ erklärte er.

So wußte der Joseph schon gar nicht, was er aus dem gleichmütigen: „Nu do, nu do!“ machen sollte, das der Schuster besonders liebte, wenn er seine Meinung nicht äußern wollte.

Schweigend gingen sie eine Weile hintereinander, beide die Schultern hochgezogen und die Hände tief in die Taschen vergraben. Da wird's nu woll Essig sein mit unsrer Freundschaft, na gell?“ fragte der Listige lauernd.

„Ich laß mich nich kuzenieren von der,“ begehrte der Tischler auf, „von der nicht!“

„Wo willst'n derno bleiben a Winter über, hä?“

Verlegen schupfte der Joseph mit den Achseln und schwieg. Im Grunde tat ihm sein Aufbegehren schon wieder leid. Er dachte an den Tag, da er in Regen und Kälte diesen selben Weg gegangen war, ohne zu wissen, wo ihm ein wärmender Schluck und eine trockene Lagerstätte beschieden sein werde. So viel war ihm schließlich an dem Schuster doch nicht gelegen, daß er sich um feinetwillen hinausjagen lassen sollte in die Winternot, vor der er sich eben erst glücklich geborgen.

„Verputzt kalt is 's!“ schüttelte sich der Schuster, als hätte er die Gedanken des Freundes erraten, und der hörte es seinen Worten wohl an, daß er die augenblickliche Kälte nicht allein meinte.

Ein Schauer lief dabei dem Joseph über den Rücken hinunter, und er bohrte die Hände noch tiefer in die Taschen.

„Nu, do red od was!“ reizte der Schuster den Schweigenden.

Und nach einer Weile fügte er, als der andere noch immer keinen Laut gab, bissig hinzu:

„Bei mir kannste nich bleiben, wenn sie Dich rauschmeißen tut!“

Das peitschte den Joseph aus seinem Schweigen auf.

„Ich hab' Dich ja auch noch nich gefragt drum,“ packte er geärgert dagegen.

Die „alldeutschen“ Altdeutschen.

Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung merzte der gotische Bischof Wulfila in seiner Bibelübersetzung die kriegerischen „Bücher der Könige“ aus: er kannte seine Pappenheimer. Die Lektüre der Webeleien mußte die Kriegslust der Goten entweder noch verstärken oder ihnen das Christentum, so wie es gemeint war, verdächtig machen. Vier- bis fünfhundert Jahre später erschienen zwei sogenannte Evangelienharmonien, Zusammen- schweifungen der vier Evangelien zu einer Geschichte, der „Hesland“ und Otfrids „Evangelien“, die nun ganz anders zu Werke gingen. Das war die Folge der Entwicklung, die sich in den Jahrhunderten seit der Völkermigration vollzogen hatte: ... so unproduktiv diese vierhundert Jahre auch scheinen, ein großes Produkt hinter- liehen sie: die modernen Nationalitäten“, sagt Engel. Und er fährt fort: „Was aber war das geheimnisvolle Zaubermedium, wo- durch die Deutschen dem absterbenden Europa neue Lebenskraft einhauchten? War es eine, dem deutschen Volkstamm eingeborene Wundermacht, wie unsere chaubinistische Geschichtsschreibung uns vorbildet? Keineswegs. Die Deutschen waren, besonders damals, ein hochbegabter arischer Stamm, und in voller lebendiger Ent- wicklung begriffen. Aber nicht ihre spezifischen nationalen Eigen- schaften waren es, die Europa verjüngt haben, sondern einfach — ihre Barbarei, ihre Gentilverfassung. — Ihre persönliche Tüchtigkeit und Tapferkeit, ihr Freiheitsinn und demokratischer Instinkt, der in allen öffentlichen Angelegenheiten seine eigenen Angelegenheiten sah, kurz, alle die Eigenschaften, die dem Römer abhanden gekommen und die allein imstande, aus dem Schlamm der Römervelt neue Staaten zu bilden und neue Nationalitäten wachsen zu lassen — was waren sie anderes als die Charakterzüge des Barbaren der Oberstufe — Früchte seiner Gentilverfassung?“

Diese Entwicklung zu fördern, ließ sich die römische Kirche sehr angelegen sein. Und sie hatte die Macht dazu. Sie war als Repräsentantin einer höheren Produktionsform, nämlich der römischen, in Handel und Ackerbau, Handwerk und Kunst die Führerin des Volkes. In der Ausdehnung der Staatsmacht, in der Nationalisierung witterte sie richtig eine Stärkung ihrer Macht. Waren jene germanischen Stämme untergegangen, die sich, wie die Ostgoten und Vandalen, der christlichen Kirche entgegenstimmten, obwohl sie auf deren Boden, auf den Trümmern des Römereichs, sich national zu organisieren suchten, so blieb den Franken, die sich frühzeitig der römischen Kirche angeschlossen, das Erbe der Römer, die weltliche Herrschaft, — freilich unter geistlicher Ober- herrschaft. Ein Dokument des Nationalgefühls jener Zeit, das wir geradezu als chaubinistisch empfinden, ist jene Evangelien- harmonie des Otfrid von Weissenburg.

Schon in dem altfriesischen „Hesland“, der von einem un- bekannten vermutlich theologen zwischen 822 und 840 gedichtet wurde, ist überaus charakteristisch die Darstellung der Evangelien als Taten eines Volksherrn, der mit seinem Gefolge von Galiläer- land nach Jerusalem zieht und Thron hält. Hier spiegelt sich also die Umwandlung des Frankenkönigs aus einem bloßen obersten Heerführer in einen wirklichen Landesfürsten wieder, wie denn die lateinische Einleitung erzählt, daß dies Gedicht von Ludwig dem Frommen veranlaßt sei. Das Gefolge des Königs Christus besteht aus edelgeborenen Männern (erlos adalborana), die von ihrem Herrn Geschenke erhalten! Alles Antikerische wird weg- gelassen, so: das Gebot der Feindesliebe, das Reiten auf dem Esel, das Verbot, erlittenes Unrecht zu rächen. Auch alle Kraftstellen gegen die Heiden fehlen, da es diese ja just zu gewinnen galt. Mit Liebe wird dagegen die Tat des Petrus geschildert, der dem Markus ein Ohr abhaut, und sehr ausführlich werden Ereignisse wie das festliche Gelage und der See Sturm geschildert. Ja, aus der kurzen Stelle Joh. 11, 16: „Laßt uns mitziehen, daß wir mit ihm sterben“, wird ein ganzer Hymnus auf die Vasallentreue, der mit den Worten schließt: „Nur wenn wir in der Heerschar mit ihm sterben, mit unserem Herrn, dann folgt uns Ruhm nach, guter Leumund vor den Leuten!“

Nun aber erst der Mönch Otfrid von Weissenburg im Elsaß, der unter Ludwig dem Deutschen lebte und im Jahre 861 auf einer Urkunde erscheint! Otfrid benutzte zuerst den Endreim statt des Stabreims im Deutschen. Uebrigens gibt er als erstes Kapitel eine Erklärung über die Gründe, „warum der Schriftsteller dieses Buch in deutscher Sprache dichtete“, und als zweites Kapitel „ein Gebet des Schriftstellers“. Nach Otfrid kommt es nämlich beim Dichten heiliger Gesänge vor allem auf Frömmigkeit an. Besitzt der Dichter die, dann helfen ihm die Engel. Das merkwürdigste aber ist das „Lob der Franken“, das in einem so sabelkräftigen Tone gehalten ist, wie ihn sich unsere alldeutschen Kriegshecher nur immer wünschen können:

„Sie sind ebenso kühn wie die Römer, auch kann niemand behaupten, daß ihnen die Griechen den Rang streitig machen. Sie haben, zu ihrem Nutzen, auch ebensoviel Verstand; in Feld und Wald sind sie gleich kühn; sie haben Reichtum genug; sie sind über- haupt sehr kühn und in den Waffen tapfer, alle diese Velden. Sie bauen mit Werkzeugen (und waren das von je gewohnt) in gutem Lande, dafür sind sie ohne Schande. Es ist sehr fruchtbar, wie Har zutage liegt, und hat mancherlei Güter, was aber nicht unser Verdienst ist. Mit Ruhen grabt man da auch Erz und Kupfer und sogar wahrhaftig eiserne Steine; hinzu füge noch: Silber in Menge, ja sie lesen dazulande Gold in ihrem Sand. Ihr ernstes

„Du wärst nicht der erste!“

Nun schwiegen sie beide.

Als sie schon auf dem Rättschener Berge waren, einem Hügel, so niedrig, daß die Landstraße nicht für nötig gehalten hatte, feinet- wegen einen Umweg zu machen, sahen sie erst die Dächer der Häuser in die blaue Mondnacht hinausblitzen. Hart am Wege, der das Dorf nur an seinem Kopfende berührte, lag geduckt und klein, eines so großen Bauernhofes nicht recht würdig, die Strohhütte des Kretschams, das Ziel der beiden Freunde.

Wie in Fortsetzung ihres Gesprächs warnte der Schuster noch einmal den Kameraden:

„Kauschmeißen tut sie Dich, die Nothern, dadruff kannte Dich verlassen. Die hält Wort! ... Die sicher!“

„Meinswegen auch!“ knurrte der Joseph bissig, den es noch immer wurmte, daß der Freund ihm den Stuhl vor die Tür gesetzt hatte, noch ehe er mit einer Bitte zu ihm gekommen war.

„Na, na, friß mich od nicht!“ lachte Glüd-Karl über den Aerger des anderen.

„Laß mich zufriedel!“ fauchte der und zog den Kopf tiefer zwischen die Schultern.

Der Kleine mochte mit diesem Ergebnis des Gesprächs zu- frieden sein; noch immer hinter dem Joseph einhertrötend, grünte er in sich hinein und schüttelte sich einmal über das andere vor stillem Vergnügen.

Als sie aber in den trübe erleuchteten Flur des Gasthauses traten, fauchte er den Freund am Arm und raunte ihm zu:

„Sonntag kannte mich amal besuchen, nachmittags, ich hab' an Gast!“

Es war das erstemal, daß der Schuster ihn zu sich lud, und Joseph, der darin einen Ausweg aus der verzwickten Lage witterte, in die er geraten war, wußte diese Ehre wohl zu schätzen. Von Natur gutmütig, vermochte er nicht, lange zu „tuscheln“, und als sie nun die Gaststube betraten, aus der ihnen ein heißer Dunst von Schnapsgeruch und Tabatsqualm entgegenstrahlte, strahlte sein Gesicht schon wieder.

Ein Freudengejohel begrüßte sie und bald saßen sie inmitten einer großen Runde fröhlich lärmender Kumpare.

So schwer ihm das Weggehen auch fiel, blieb doch der Joseph auf den Rat des Freundes nicht lange, um die Meisterin nicht zu zeigen; er zeigte sich noch eine Weile im Wirtshaus Kretscham, in dem es recht still zuging, weil der Glüd-Schuster nicht da war, und fand sich beizeiten im Tischlerhause ein, so daß er noch zum Abendessen zurecht kam.

Die Frau ließ nur flüchtig einen Blick über ihn hingleiten, dann redete sie mit ihm gleichmütig und knapp wie immer von der Arbeit und was am nächsten Tage fertig zu machen sei.

Da er jetzt nicht mehr so häufig ins Wirtshaus ging, war der Joseph nun öfter mit dem Paul zusammen: nach Feierabend in der Werkstatt, jeder auf seiner sauber abgeräumten Hobelbank sitzend, oder in der Wohnstube beim traulichen Schein der mit rotem Seidenpapierschirm bedeckten Petroleumlampe, wenn die Meisterin draußen in der Küche beschäftigt war, auch wohl an Sonntagen auf einem Gang durch die winterlichen Felder, wenn es galt, in den umliegenden Dörfern einen Kunden zu besuchen, um mit ihm dies oder jenes zu bereden.

So sehr langweilte der Joseph sich in der Gesellschaft des jungen Burschen gar nicht, wie er gefürchtet hatte.

Sie kannten sich eigentlich noch nicht so recht, die beiden, ab- gleich der Joseph doch nun schon fünf Wochen im Hause war. Bei der Arbeit war zwischen ihnen von nicht viel mehr als eben nur von der Arbeit geredet worden, und Pausen wurden nicht gemacht, das litten die Meisterin und auch ihr Fleiß nicht, denn sie schafften, wenn sie an der Werkbank standen, noch immer miteinander um die Wette.

Er war eigentlich gar kein übler Bursche, der Paul, frisch und fröhlich, zu Rederei und Spasmachen immer aufgelegt, dabei gut- mütig und hilfsbereit. Wenn die Meisterin nicht gewesen wäre, hätte der Bursche gewiß einen prächtigen Beckkumpen abgegeben. Das mußte der Joseph oft denken.

Die Mutter machte einen ganz anderen aus dem Sohne mit ihrer düsteren, herben Strenge und durch die Abhängigkeit, in die sie ihn mit hartem Willen zwang. Gar nicht er selbst durfte er sein, wenn sie in der Nähe war, und nur, wenn er sich frei von ihr fühlte, traute sein wirkliches Wesen sich schüchtern ein wenig her- aus. Dann wurde er lauter und fröhlicher, ein bißel übermütig und ein bißel leichtsinnig auch, aber nur mit dem Munde, nicht in dem, was er tat. Da war er gut zu leiden, und der Joseph konnte ihm leicht das bischen gutmütige Hänfeln und Spotten, wie auch den nedenden Hohn des ersten Tages vergeben.

Dem Paul gefiel jetzt der neue Geselle auch mit jedem Tage besser. Er hatte gar nicht gedacht, daß er ein so lustiger Kaus sein konnte.

Alle Anekdoten, Geschichten und Wiße, die der Joseph von dem Glüd-Schuster gehört hatte, erzählte er dem Meisterjohne jetzt wieder. Er brachte sie zwar nicht so geschickt heraus wie der Freund, manchmal verpaßte er die Pointe oder sie purzelte vor- aus oder hinkte hinten nach; aber der Paul war ein dankbarer Zuhörer und hätte sich auch bei den berunglücktesten Sachen rein ausschütten mögen vor Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Sinn schafft ihnen manches Gute, manches Nützliche, dazu hilft ihnen auch ihr Verstand. Sie sind sehr schnell, sich der Feinde zu erwehren; diese wagen gar nicht anzufangen; sie haben sie überwunden. Kein Volk, das an ihr Land angrenzt, entgeht ihnen, ohne ihnen, dank ihrer Richtigkeit, zwangsweise dienstbar zu sein; ja alle Menschen, solange es niemand ändert (und ich weiß, Gott hat es so gefügt), haben Furcht vor ihnen. Kein Volk, das es begänne, gegen sie zu kämpfen, sie haben es allen verleidet und sie mit den Waffen zurechtgewiesen. Sie gaben ihnen eine Lehre mit Schwertern, nicht mit den Worten, mit sehr scharfen Speeren; deswegen fürchten jene sie auch so. Kein Volk dürfte sein, das es danach gelüftete, mit ihnen zu fechten, nicht einmal Meder oder Berfer, sie würden schlimm dabei fahren. Ich las einst wahrhaftig in einem Buche (ich weiß auch wo), daß sie verwandt seien mit Alexander's Bescheid, der die Welt so bedrohte, sie mit seinem Schwerte gänzlich niederwarf unter seine Hände mit sehr starken Banden. In bezug hierauf fand ich auch, daß dieses Volk seiner Abkunft nach von Mazedonien stammt. Keiner unter ihnen würde es dulden, daß ein König ihrer waltete, irgendeiner in der Welt, den sie nicht daheim erzogen hätten, oder daß auf dem Erdkreise ein anderer von irgendeinem Volk sich unterfange, über sie zu gebieten. Davon haben sie immer Nutzen, bei ihrer Tapferkeit und ihrem Verstand; keinen fürchten sie, solange sie jenen gesund haben. Er ist in allem bewandert, wie ein edler Degen es sein soll, weise und lähn; solche haben sie immer genug. Trefflich waltete er über mancherlei Völker und hält sie in guter Zucht wie daheim die Seinen. Auch gibt es keine, die ihm schaden, solange die Franken ihn schützen, die seiner Tapferkeit harren, daß sie ihn umreiten. (Diese Stelle beweist die Umwandlung des Kriegsheeres: es war, und das zuerst im fränkischen Reiche, vorwiegend ein Heer von schweren Reitern geworden, wie es dem Lehnssystem entsprach.) Denn alles, woran sie denken, bewirken sie mit Gott, und sie tun nichts in der Not ohne seinen Rat. Sie sind außerordentlich fleißig in Gottes Wort, um zu lernen, was ihnen die Bücher erzählen, so daß sie es versuchen, es auswendig zu lernen, und dies tun sie mit ernstestem Willen."

Dieser rheinfränkische Erguß im Stile eines „Post“-Artikels ist, wie sich nach dem vorausgeschickten leicht begreift, der historisch sehr berechtigte Ausdruck des erwachenden Nationalgefühls, an dessen Stärkung damals zweifellos der Fortschritt geknüpft war. Was jetzt, nach tausend Jahren, nur als Macho der kapitalistisch-junkerlich-alldeutschen Kreise bezeichnet werden kann, war damals, bei den Altdeutschen, ein Hebel der Entwicklung des ganzen Volkes. Wie Engels sagt: „Die Gesellschaftsklassen des neunten Jahrhunderts hatten sich gebildet, nicht in der Versumpfung einer untergehenden Ziviliation, sondern in den Geburtswehen einer neuen Das neue Geschlecht, Herren wie Diener, war ein Geschlecht von Männern, verglichen mit seinen römischen Vorgängern. Das Verhältnis von mächtigen Grundherren und dienenden Bauern, das für diese die ausweglose Untergangsform der antiken Welt gewesen, es war jetzt für jene der Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung.“

R. F.

Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Der vorgeschichtliche Mensch in Südafrika. Die Geschichte der Völker des Schwarzen Erdteils ist noch ein sehr unbekanntes Gebiet. Das ist auch leicht erklärlich, weil Völker auf niedrigerer Kultur geschichtliche Aufzeichnungen nicht zu machen pflegen. Die mündliche Ueberlieferung hat infolgedessen einen erhöhten Wert und wird auch von den europäischen Forschern besonders berücksichtigt. Merkwürdig genug hat sich wenigstens in einem Teil von Afrika eine ziemlich große Menge von Zeugnissen einer vorgeschichtlichen Vergangenheit gefunden, nämlich in Südafrika, dessen Ruinen, namentlich die berühmten von Zimbabwe, schon ziemlich lange der Gegenstand von kühnen Hypothesen gewesen sind. Nun hat aber besonders der Engländer Johnson in Südafrika eine sehr große Zahl von Steingeräten gesammelt, die einen Einblick in noch ältere Zeiten gestatten. Nach einer jetzt von Johnson darüber veröffentlichten Schrift kann man in Südafrika eine Urzeit und zwei Gruppen einer ältern Steinzeit unterscheiden. Geräte, die der jüngeren Steinzeit in Europa entsprechen würden, haben sich bisher nicht nachweisen lassen. Immerhin scheint die Unterscheidung der beiden spätern Gruppen noch nicht einwandfrei zu sein. Sie beruht nur darauf, daß der eine Teil der Geräte in scheinbar ältern, weil tiefern Erdschichten gefunden worden ist. Als besonders reich hat sich die Hochfläche um die großartigen Viktoriafälle des Sambesi an vorgeschichtlichen Resten bewährt. Oberst Fielden, der dort am meisten gesammelt hat, ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß damals, als diese Geräte von Menschen geschaffen wurden, die große Schlucht und der Wasserfall des Sambesi noch nicht bestanden hat. Johnson dagegen ist in Uebereinstimmung mit noch andern Forschern der Meinung, daß die Viktoriafälle älter sind als diese Menschen, und daß die Geräte überhaupt nicht an ihrer ursprünglichen Stelle liegen, sondern von dem höhern Gelände dorthin geschwemmt wurden. Sie sind danach

nicht ganz so alt, stammen aber doch wahrscheinlich aus einer weit zurückliegenden Vergangenheit. Die Lösung der Frage wäre ein beträchtlicher Gewinn, falls dadurch genauer bestimmt werden könnte, wann sich die Sambesifälle gebildet haben oder wie sie im Lauf der letzten Jahrtausende weiter fortgeschritten sind. Bei den Niagarafällen sind solche Forschungen von Erfolg gewesen. Als eine wertvolle Ergänzung zu jenen uralten Steingeräten sind noch viele Felsengemälde in Südafrika entdeckt worden, deren Verfertigung Johnson den Menschen der zweiten Periode der ältern Steinzeit zuschreibt. Die Malereien sind recht ungeschickt, indem entweder nur die Umrisse oder die ganzen Figuren durch nebeneinander gesetzte Punkte dargestellt sind. Immerhin sind die Tiergestalten, um die es sich meist handelt, recht gut erkennbar. Besonders das Rhinoceros spielt eine große Rolle darin.

Aus dem Pflanzenleben.

Ueber die Wirkung andauernder trockener Hitze auf Waldpflanzen berichtet aus eigener Anschauung ein Mitarbeiter der „Gartenflora“. Seine Beobachtungen erstrecken sich auf einige Orte im Oberharz und stellen starke Weltercheinungen bei gewissen Pflanzenarten fest. Am stärksten wurde die gelbblühende wilde Balsamine mitgenommen, sowie auch das oft in großen Trupps zusammenstehende Waldkreuzkraut. Ziemlich viel haben auch Himbeersträucher, Traubenholunder und Waldlabkraut von der Trockenheit gelitten. Das auffallende an diesen Beobachtungen, weswegen wir sie hier zur Sprache bringen, war der Umstand, daß die gleichen Pflanzenarten, die an schattigen Waldstellen mehr oder weniger gewelkt waren, an lichteren Stellen, ja an den der vollen Sonne ausgesetzten Standorten gar nichts von Weltercheinungen zeigten. Der Schreiber der Notiz erklärt diese Erscheinung dadurch, daß er den Pflanzen der sonnenbeschieneren Verhältnisse eine individuelle Anpassung an die Trockenheit zuschreibt, während die Pflanzen des Waldes, die im Schatten aufgewachsen sind, auf die andauernde Trockenheit nicht eingerichtet sein sollen. Diese Erklärung klingt ganz plausibel, doch scheint uns zunächst notwendig, zu prüfen, ob derartige Erscheinungen auch allgemein zu beobachten waren. Wir machen die Naturfreunde unter unseren Lesern auf diese Beobachtungen aufmerksam. Es wird ihnen gewiß willkommen sein, ihre persönlichen Erfahrungen, die sie als Ausflügler hin und wieder die Gelegenheit hatten zu sammeln, nach dieser Richtung hin einer entsprechenden Musterung zu unterziehen.

Bergbau.

Verteilung des Kohlenverbrauchs in Deutschland. Eine interessante Statistik hierüber bringt das Augustheft der „Zeitschrift für praktische Geologie“. Von den über 162 Millionen Tonnen Stein- und Braunkohlen, die 1909 in Deutschland verbraucht wurden, gingen nicht weniger als 29,5 Millionen zur Kohlerei, was 18,2 Proz. der Gesamtmenge ausmacht. Eisenhüttenwesen verbrauchte 26,5 Millionen (18 Proz.), Bergbau, Salinentwesen und Metallsurgie — 20,4 Millionen (12,6 Proz.), Eisen- und Straßenbahnen, See- und Binnenschifffahrt — 18,5 Millionen (11,4 Proz.). Auf die übrigen Verbrauchergruppen entfielen weniger als je 10 Proz. der Gesamtmenge und zwar: auf die Baumaterialienindustrie, Glas und Keramik — 12,2 Millionen Tonnen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke — 9,4 Millionen, Zellulose-, Gummi- und Textilindustrie — 5,8 Millionen, Brauereien, Brennereien und Stärkefabriken — 4,1 Millionen, Zuderindustrie — 2,7 Millionen, chemische Industrie — 2,0 Millionen, Landwirtschaftliche Betriebe — 1,9 Millionen. Der Rest von 29,2 Millionen Tonnen diente zum Hausverbrauch und zur Bildung der Bestände. Man braucht sich nur diese Zahlen zu vergegenwärtigen, um klar zu erkennen, wohin sich der Schwerpunkt der Entwicklung in der modernen Wirtschaftsförm neigt.

Aus dem Tierleben.

Moskitos in Symbiose mit Ameisen. Ueber eine eigentümliche Anpassung einer Moskitoart berichtet die holländische „Thijdschrift voor Entomologie“. Es handelt sich um kleine Baumameisen in Batavia, mit denen sich Moskitos vergesellschaftet haben. Die Ameisen nähren sich, wie so viele andere bekannte Arten von dem Saft ihrer „Milchtäse“, in diesem Falle von Schildläusen, die an den Zweigen der Bäume sesshaft sind. Wenn die Ameisen, mit Futterlast gefüllt, ihre Straße gehen, stellen sich ihnen die Moskitos entgegen, halten sie auf und belocken ihnen in schnellem Tempo mit den Vorderbeinen und Fühlern Kopf und Stirn. Infolge dieses Reizes erbricht die Ameise einen Teil des Futterlastes, den der Moskitos hastig aufsaugt, um dann dasselbe Spiel von vorne zu beginnen und die nächste Ameise auszuplündern. Wer sich seinen selbstfruchtigen Lieblingen zu entziehen sucht, dem flieht der Moskito nach, um so sein Ziel zu erreichen. Es wurde niemals beobachtet, daß diese Moskitoart von anderem Futter sich näherte, auch wassersaugend wurde sie nicht angetroffen; sie scheint also in ihrer Nahrung ganz von den Ameisen abhängig zu sein.